

"Das Fest des Vaterlandes" : Gedanken zum 1. August

Autor(en): **J.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 29

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

5. August

„Das Fest des Vaterlandes.“

Gedanken zum 1. August.

Wir Schweizer sind als ein Völklein bekannt, das gerne Feste feiert. Wir haben Schützen-, Sängers-, Turn- und Schwingfeste. Wo wäre eine Ortschaft im lieben Schweizerlande, die noch keinen Festzug in ihren Straßen gesehen hätte, eine Stadt, die ein einziges Jahr ohne irgend eine Festlichkeit auskommen könnte. Nur ein Fest will uns nicht gelingen: das Fest des Vaterlandes.

Am 1. August, da flammen wohl tausend Feuer auf unsern Bergen und Hügeln. Dann stehen die Leute vors Haus oder wandeln in Gruppen durch die Straßen des Dorfes oder durch einsame Feldwege, und wunderliche Gedanken ziehen ihnen durch den Kopf. Was die Feuer zu bedeuten haben, darüber geben sich die wenigsten Rechenschaft, am wenigsten die Buben, die sie angezündet haben. In der Stadt mag es in diesem Punkte etwas besser stehen. Raketen und Feuerwerk, Illumination und Sampions, wohl auch Reden hie und da mügen die festlichen Gefühle steigern. Zur Festesfreude aber und Festbegeisterung kommt unser Publikum nicht am 1. August. Es gibt viele, die sich nach einer würdigeren und festlicheren Begehung dieses Tages sehnen, die die übliche Feuerwerkerei mit dem speibürgerlichen, passiven Zugloken vom Biertisch aus nicht ausstehen können.

Ich sehe mit meinen geistigen Augen wie ein Dorf das „Fest des Vaterlandes“ feiert.

Unter der Dorflinde steht ein zierlicher Bretterbau, bemalt und mit Tanngrün, Moosguirlanden und Blumen geschmückt. Ein kleines Tempelchen stellt er dar; an seiner Stirne trägt es die Worte: „Einer für Alle, Alle für Einen.“ Das ist der „Tempel des Vaterlandes“. Er steht an diesem Tage in jedem Dorfe und in jeder Stadt des Schweizerlandes, nur ungleich in Art und Ausstattung im Aeußern und im Innern. Drin steht der „Altar des Vaterlandes“ auf dem jeder Schweizer, ob groß oder klein, ob arm oder reich sein Opfer darbringen kann. Ein Postament ist es mit einem kleinen Winkelrieddenkmal darauf. Davor steht die Urne mit der Aufschrift: „Für die Winkelriedstiftung“. Wer hier sein Scherflein einwirft, erhält als „Quittung“ und schönes Andenken ein Bildchen mit den Statuten der Winkelriedstiftung darauf

gedruckt. So weiß er, wofür er sein Geld ausgegeben hat. Noch viele andere Altäre gibt es hier, damit jeder opfern könne nach seiner Herzensmeinung. Die kantonale Urne steht gegenüber der eidgenössischen. Sie trägt die Worte: „Für die Wassergeschädigten im Emmental“. In einer andern Ecke steht die des Amtes: „Für die Brandbeschädigten in . . .“; in einer vierten die der Gemeinde: „Zur Speisung armer Schulkinder“. Dazwischen stehen bescheiden noch kleine Altärchen: jedwedes bittet um eine Gabe für eine gute und edle Sache; das der gemeinnütigen Frauen fleht „Für eine Witwe und fünf Waisen“; jedermann weiß, daß es die Hinterlassenen des Belg Daniels sind, den eine Tanne erschlagen hat.

Den ganzen Tag strömt das Volk hier ein und aus. Mit glücklichem Gesicht bringt jedes seine „Quittung“ mit heraus. Daheim hat man schon eine ganze Sammlung solcher „Erinnerungen an den 1. August“.

Es ist Abend geworden. Die ganze Dorfschaft, vorab die Jugend mit Sampions in den Händen, hat sich auf dem Platz gesammelt. Ein Podium ist vor dem Tempelchen des Vaterlandes aufgestellt. Die Oberschüler singen: „Mein Schweizerland, wie bist du schön, mit deinen Seen, deinen Höhen!“ Der Pfarrer oder Arzt des Dorfes hält eine warme Ansprache: „Vor vielen hundert Jahren haben sich die ersten Eidgenossen die Hand zum Bunde gereicht. Einer für Alle, Alle für Einen, war ihre Devise. Eintracht macht stark, das erfahren auch wir Menschen der Gegenwart täglich. Leicht schützen wir uns so gegenseitig vor Not und Trübsal. Unsern Vätern und unserem schönen Vaterlande sind wir die kleinen Opfer schuldig, die wir am Altar der Gemeinnützigkeit niederlegen.“ So lautet ihr Gedanke.

„O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig feurig lieb' ich dich,“ singt hierauf der Männerchor und dann intoniert die Dorfmusik: „Rufft du mein Vaterland“; mit entblößtem Haupte singen alle mit: „Sieh uns mit Herz und Hand all' dir geweiht!“ Und wie die letzten Klänge der Vaterlandshymne in die Nacht verklungen sind, flammt hinten auf dem Podium das bengalische Licht auf. Die Turner stehen da in stimmungsvollem lebendem Bilde: der sterbende

Winkelried mit dem Arm voll Speißen, Eidgenossen mit Morgenstern und Hellebarte auf die Ritter einstürmend, die trotzig mit ihrem Speerwald dräuen. Ueber der Mittelgruppe hält eine schöne Mädchengestalt in lichtigem Kleide als Helvetia den Ehrenkranz mit der Inschrift: „Erhaltet mir Weib und Kind, die Eurer Gut empfohlen sind.“

Zum Schluß der Feier zieht Jung und Alt in Gruppen und kleinen Zügen aufgelöst auf den Hügel hinauf zum lodernen Feuer, das inzwischen die Buben angezündet haben.

Ein tolles Freudenleben entwickelt sich mit Sauchzen und Reigentanz.

Rings auf den Höhen flammen die Freudenfeuer. Die Hirten haben schwere Holzbürden zuoberst auf den Felsengipfel hinaufgetragen; ihr Feuer, das höchste im Lande, will sagen: Auch wir lieben das Vaterland!

„Und so lang ich noch leb', meine Freud auf der Welt
Muß auf dich, ja auf dich und dein Glück sein gestellt!

Du mein teuerstes Land, du mein heimisches Land,
O du Schweiz! wie ich kein's unterm Himmel noch fand!“ J.V.

Alfred Huggenberger.

— Schluß. —

Ein liebevolles Verständnis für das Kleine und Schwache in Natur- und Menschenleben ist dem Dichter eigen. So versteht er die Sprache des unfruchtbaren Bäumchens, das unschuldig sterben soll; es hat in eitler Freude an Frühling und Sonnenschein den Tag verscherzt, zu früh geblüht, seine Kraft vergeudet, kein Glück versäumt; drum ist es unfruchtbar geblieben:

„Ich weiß, ich hab' nicht wohl getan —
Ich weiß, daß ich nicht anders kann.“

Nun bittet es noch um einen einzigen Tag Wer erkennt hier nicht die poetische Einleitung des pädagogisch-juridischen Problems, das unsere Zeit zu lösen sich anschickt? Das Märchenreich der Wiese mit seinem Krabbelvolk von Emsen und Käfern und Grillen und Mücklein ist meisterlich geschildert im Gedichte „Kleines Reich“. Der Dichter schaut in die großen, stummen Augen der Natur:

„Ein Grashalm zittert neben mir,
Ein Mücklein schwingt sich drauf geschwind
Aus kühlverstecktem Nachtquartier,
„Was willst du, großes Menschenkind?
Du wirst wohl kaum ergründen,
Was jedes von uns summt und summt.““

Den besten Naturdichtern aller Zeiten tut es Huggenberger gleich; er hat als Bauer eine ganz persönliche Note noch beizutragen, was viele andere nicht können: sein eigenes Miterleben. Die „klare Herrgottsfrühe“ hat er tausendmal in sich aufgezogen, seiner Wiese hat er tausendmal „das Haar gekämmt“; drum kann er auch besser wie andere empfinden: „Und gibt's was Schönres auf der Welt als so ein sauber gepflügtes Feld!“ und drum lacht ihn die gemähte Wiese an „wie ein staunend Kind“. Und kann ein anderer Dichter leicht den Klang des Dengelhammers, das Gesurre des Wegsteines, das Sirre-sang, Klirre-klang der Sense oder gar das „raffelnde Mähmaschinentier“ poetisch verwerten? Es gibt, wie mich dünkt, nur einige wenige Gedichte, die diese Poesie ausschöpfen. Unser Bändchen enthält sie: „Der Mäder“, „Vor der Ernte“, „Reife Wiese“, „Auf der Mähmaschine“.

Ich will aber die Leser nicht irreführen so etwa, daß sie in Huggenberger einen lyrischen Spezialisten erblicken sollten. Ihm sind auch die großen Probleme der Weltpoesie nicht fremd. Er besingt mit Tönen, die an das Volkslied und an „Des Knaben Wunderhorn“ gemahnen, was das Herz von Liebe und Glück träumt und erhofft.

„Wann kommt das Glück gegangen,
Von dem wir oft geträumt?
Es läßt uns hoffen, bangen
Und säumt, und säumt.“

Oft kommt ihm die Antwort ganz unvermutet auf die Lippen, wenn er sein frohes Heute empfindet als Gewinn seines eigenen arbeitsreichen Lebens:

„Leis legt sich auf den Pfad der Mühe
Des Glückes wunderbarer Schein.“

Oder wenn er seiner lieben Gefährtin gedenkt:

„Nun schreit' ich singend hinterm Pflug;
Das Leben macht mich reich genug.
Die Rosen plaudern Tag und Nacht
Vom Glück, das in zwei Herzen wach.“

Oder auch, wenn er am Waldsaume die Wiese mäht, dann schwebt es als Symbol hoch oben in blauer Luft.

Mit Storm und Mürike wetteifert er, den Volkston zu treffen. Manche seiner Lieder dürfen sich mit dem Besten messen, was diese bewußten Volksliederdichter geschaffen. An Richter oder Schwind im Inhalt und an Götthe im Stil erinnert das, wie mir scheint, beste Gedicht dieser Gruppe:

Hochzeit.

Sonnengold auf allen Wegen,
Blütensehne auf Kranz und Flor;
Zwischen schimmernden Gehegen
Steigt ein Hochzeitszug empor.
Frische, jugendfrohe Paare,
Mütterchen im Schmuck der Jahre,
Lautschen bang der Glocke Chor.

In der dämmrigen Kapelle
Flimmert leis das ew'ge Licht.
Eine zögert auf der Schwelle,
Rosig glüht ihr zart Gesicht.
Nimm den Kelch, du junges Leben!
Was der Herrgott uns gegeben,
Falsche Gabe ist es nicht!

Ob der Pfad oft hart zu gehen,
Dräun am Wege Dorn und Stein,
Wenn vier Augen sich verstehen,
Muß es schön zu wandern sein.
Mancher will sich selbst betrügen,
Doch das Glück glaubt keinen Lügen:
Liebe baut das Haus allein.

Den Märchenzauber und das geheimnisvolle Schweigen des Waldes besingt er in wunderbaren Tönen. Sein „Lied vom Walde“ atmet den Duft der ahnungstiefen Romantik Eichendorffschen und Tieckschen Gedankens. Hier wie anderswo beobachte ich die geniale Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt:

„Doch wenn ein Harfner, gottbegnadet,
Das Lied vom Walde fand':
Das Lied, das alle Zauber löst,
Das alle Rätsel deutet,
Dann wär der Traum zu End!“

Aus dieser Reimlosigkeit der ersten Zeilen und dem unvermuteten, kurzen Reimschlusse des Strophenendes hört mein Ohr das Stammeln des übervollen Dichterherzens heraus, das diese Fülle der Poesie nicht zu fassen vermag. Dazu stimmt die Märchenvision mit der Personifizierung des Waldes-schweigens in den wundervollen Versen:

Kein Wesen darf die Stille töten,
Es ringt kein Laut sich los.
Die Herrin reitet durch ihr Reich
Auf silberweißem Felser,
Den Hufschlag trinkt das Moos.“